

Wissenschaftliche Rückständigkeit

Über die wissenschaftliche Rückständigkeit auf katholischer Seite ist viel geschrieben und gestritten worden. Man darf ruhig zugeben, daß als allgemeine Ursachen ungenügende Wertschätzung der Wissenschaft und durchaus unbegründete Furcht vor den Resultaten der Wissenschaft mitgewirkt haben¹. Hier soll auf diese Frage nicht eingegangen, sondern die wissenschaftliche Rückständigkeit der andern, akatholischen Seite etwas näher ins Auge gefaßt und beleuchtet werden.

Unlängst wurde ein interkonfessioneller *Ausgleichsausschuß* gegründet, dessen Aufgabe es ist, alle Klagen von hüten und drüben unparteiisch zu prüfen, soweit sie das öffentliche Leben betreffen. Es wäre zu wünschen, daß der Ausschuß seine Arbeit nicht allzusehr auf Tagesfragen beschränkt, sondern auch den Schutt wegzuräumen versucht, der sich auf historischem Gebiet aufgehäuft hat.

Es liegt uns natürlich fern, die wirklichen Leistungen der protestantischen Wissenschaft leugnen oder verkleinern zu wollen, aber in einem Punkte zeigt sie wissenschaftliche Rückständigkeit, die um so mehr zu bedauern ist, als sie auch für das praktische Leben höchst beklagenswerte Folgen gezeitigt hat: es ist die Forschung über die katholische Kirche und alles, was mit der katholischen Kirche zusammenhängt. Diese Rückständigkeit der protestantischen Forschung ist schuld, daß noch heute die unsinnigsten Fabeln über die Kirche und ihre Geschichte in Tausenden von gelehrten Werken und Schulbüchern verbreitet werden und bis ins abgelegenste Dorf dringen.

Wie sehr wissenschaftliche Forschung, Methode und Kritik versagen, wie ungescheut mit zweierlei Maß gemessen wird, offenbarte sich ja, um nur ein Beispiel zu berühren, bei dem Erscheinen des Lutherwerkes von Denifle, der den Koryphäen der protestantischen Forschung eine geradezu verblüffende Unkenntnis der katholischen Lehre nachwies².

In ganz besonderer Weise hat sich die wissenschaftliche Rückständigkeit der protestantischen Forschung in Bezug auf die Geschichte des Jesuitenordens gezeigt, und zwar von Anfang an bis auf den heutigen Tag. Dafür soll im Folgenden der wissenschaftliche Nachweis erbracht werden.

Die erste Schrift, die in Deutschland aus protestantischen Gelehrtenkreisen über die Jesuiten erschien, hatte zum Verfasser einen der Hauptmitarbeiter des viel gerühmten Quellentwerkes der Magdeburger Zenturiatoren, Johannes Wigand. Er veröffentlichte 1556 eine „Verlegung des Catechismi der Jesuiten“. Seine einzige Quelle ist dieser „gotteslästerliche Katechismus“. Aus diesem beweist er, daß Canisius ein „Hundsmönch“, „ein gräulicher Gotteslästerer“, „Gögendienner“, „ein unverschämter und elender Teufel“ ist. Der Teufel hat die Jesuiten gestiftet. Die Schrift des gelehrten Zenturiatoren, die mehrere Auflagen erlebte, enthält unter andern Fabeleien auch den gefälschten Ulrichsbrief mit der Fabel von den 6000 Kinderköpfen in dem Klostersloch.

¹ Näheres bei Hertling, *Das Prinzip des Katholizismus und der Wissenschaft* (1899) 54 ff.

² Vgl. *Protestantische Methode und Kritik im Lichte der Denifle'schen Lutherforschung* in „*Histor.-Polit. Blätter*“ 133 (1904) 39 ff.

Daß der Teufel die Jesuiten gestiftet, beweist 1561 auch der Regensburger Nikolaus Gallus (Han), damals „der bedeutendste protestantische Theologe des südöstlichen Deutschlands“, in der Schrift „Vom Päpstlichen Abgöttischen Fest Corporis Christi“.

Anfang 1562 ließ „der gefeierte Kirchenlehrer“ Martin Chemnitz die Hauptstücke der Jesuiten-Theologie in lateinischer Sprache erscheinen; noch im selben Jahre folgte eine deutsche Übersetzung mit dem Titel: „Vom neuen Orden der Jesuwider“. Chemnitz bemüht sich so wenig um Kritik, daß er nicht einmal den Stifter des neuen Ordens richtig bezeichnet. Nach ihm hat „Petrus Carapha diesen Jesuitischen Orden ersüßlich zu Venedig angericht“. Wohl als der erste bringt er die seitdem tausendmal nachgeschriebene ungeschichtliche Angabe vor, daß der Jesuitenorden hauptsächlich gegen das protestantische Deutschland gestiftet worden sei. Die Jesuiten sind ihm „wohlgebauchte, langstreckige Geme“ (Säu), die mit dem christlichen Wunsche begleitet werden, daß sie „der Teufel wohl gemästet einmal zu seiner hellischen Küche schlachten möchte“. Der „heilige Chemnitz“, wie er in gleichzeitigen Schriften genannt wird, arbeitet wiederholt mit falschen Zitaten, „eine unentschuld bare Handlungsweise, auch wenn man annimmt, Chemnitz habe Abschriften und eigene Anmerkungen zusammengeworfen“. So der neueste protestantische Kritiker des „großen Braunschweiger Theologen“¹.

Glacius Myricus, dem „das Hauptverdienst gebührt an der Abfassung“ der Magdeburger Zenturien mit ihren „unleugbaren Verdiensten um die Entwicklung der kirchengeschichtlichen Forschung und der historischen Kritik“², bezeichnet in seiner Schrift: „Von der greulichen Uneinigkeit der Päpstlichen Religion“ (1559), Canisius als der „Jesuwider fürnemsten Stifter, von welches Heiligkeit und Keuschheit man dennoch viel schöner Historien erzählt, sonderlich die mit der Abtissin von Mainz“. Diese schönen Historien sind samt der Abtissin von Mainz frei erfunden. In seiner Schrift: „Heidnische Lehre der Jesuiten“ (1564), beweist Glacius kritiklos gegen alle klaren Texte des Canisius, daß die Jesuiten, diese „Wölfe“, über die Gerechtigkeit des Menschen nicht anders lehren als die Heiden und Türken. In der Schrift des folgenden Jahres: „Von den Spaltungen der päpstlichen Schriftsteller“, behauptet Glacius, daß die Jesuiten „eine äußerst gottlose pharisäische, türkische Lehre vortragen“ und dem Mohammedismus eine Türe öffnen. In derselben Schrift wiederholt er, nur noch ausführlicher, die boshafte Fabel von der „Hundshochzeit“ des Canisius mit der Abtissin und „kleinen Hündin“ zu Mainz.

Der erste Professor der Kirchengeschichte an der Universität Helmstedt, Tilemann Heshusen, gedachte 1564 in seiner „Treue Warnung“ auch der Stiftung der Jesuiten durch den Teufel und des „unverschämten gotteslästerlichen Canisius“, der den „Greuel aller Greuel, die verfluchte Gotteslästerung in der Dpfermesse, noch vertheidigen will“.

Die Stiftung der Jesuiten durch den Satan wurde durch die Kritiklosigkeit der hervorragendsten protestantischen Gelehrten allmählich historisches Dogma.

Dieses Dogma verfiel der ältere Lucas Osiander, Verfasser einer zehnbändigen Kirchengeschichte (Tübingen 1592—1604), in seiner Schrift: „Warnung vor der falschen Lehr und pharisäischen Gleisnerei der Jesuiten“ (1569), in der er mit Hintansetzung der gewöhnlichsten Kritik die Jesuiten als Füchse, Wölfe, Teufelsapostel abschildert. Später (1585) „beweist“ er ausführlich, daß sie Sendlinge des Teufels³ sind.

¹ M u m m, Die Polemik des Martin Chemnitz (1905) 44 f.

² S c h e r e r, Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten (1927) 127 ff.

³ Auch in seiner Kirchengeschichte hält O s i a n d e r an diesem Dogma fest. Er schreibt in Epitomes Historiae Ecclesiasticae Centuriae 16^{ae}, Pars 1^a (Tübingae 1602) p. 245: Hoc anno Diabolus genuit novum genus Pharisaeorum, hypocritarum qui se socios Jesu appellant... Optimis pannis vestiuntur, et bene victitant: splendide etiam aedificant. Den Tod des Stifters berichtet er im Pars altera (Tübingae 1603) p. 643 zum Jahre 1556 mit den Worten: Descendit ad inferos hoc anno Ignatius de Loyola hypocrita hypocritarum... a Satana deceptus ex Epicurao factus est hypocrita, e contemptore religionis, hostis Christi...: cuius anima infelicitur in pace non quiescit sed cruciatur in omnem aeternitatem.

Der Heidelberger Professor Boquinus bekennt sich 1576 ebenfalls zu diesem Dogma: ihm sind die Jesuiten eine Phalanx des Teufels, eine neue Schar Satans. Dasselbe behauptet nur noch ausführlicher sein Kollege, der Heidelberger Professor Roding (1575).

Der Wittenberger Professor der Geschichte, Polykarp Leyser, veröffentlichte 1593 die erste „Gründliche und ausführliche Beschreibung des Jesuitischen Ordens“, die der Apostat Hasenmüller verfaßt hatte und Leyser erweitert hat. Hier werden den Jesuiten, diesen Baals-Pfaffen, alle nur erdenklichen Schandtaten angedichtet und alle bisher aufgetauchten Fabeln, auch die allerläppischsten, ohne Spur von Kritik als Geschichte zum besten gegeben.

Es ist eine traurige, besonders für die protestantischen Universitäten des 16. Jahrhunderts beschämende Tatsache, daß kein einziger unter den vielen protestantischen Gelehrten eine auch nur den geringsten Anforderungen der Kritik genügende Darstellung des Ordens gegeben hat, auch dann nicht, wenn sie sich ex professo mit dem Orden beschäftigten und behaupteten, auf das genaueste unterrichtet zu sein.

Noch beschämender wird dieselbe Tatsache im 17. Jahrhundert, wo doch schon zahlreichere Quellen zur Verfügung standen. Besonders sind es protestantische Universitäten, die die bedauerlichsten Proben wissenschaftlicher Rückständigkeit ablegen.

Im Jahre 1603 lieferte die theologische Fakultät zu Leipzig die Vorrede zu dem Handbüchlein des berühmten sächsischen Hofpredigers Matth. Hoe. Die Fakultät beschuldigt die Jesuiten teuflischer Lasterungen, allerlei Mordtaten gegen königliche und fürstliche Personen und sucht dies kritiklos aus Büchern zu beweisen, die nicht von Jesuiten herrühren.

Die Universität in Heidelberg beging 1606 mit großer Feierlichkeit in Gegenwart vieler Fürsten die Entdeckung der Pulververschwörung in England. Festredner war ein Professor der Geschichte, Simon Stein. In langer Rede beweist Stein den „brutalen und blinden Gehorsam“ der Jesuiten, der sich trotz der Einschränkung durch die Regel auch auf Sündhaftes erstreckte. Diesen Gehorsam hätten die Jesuiten nebst vielem andern von den Mohammedanern und Assassinen herübergewonnen, wie dies schon sein (Steins) Lehrer Camerarius, Professor zu Leipzig, berichtet habe. Camerarius habe gezeigt, daß auch die Mohammedaner und Assassinen eine bestimmte Art haben, ihre Schüler zu Mordtaten abzurichten¹. Noch schlimmer lauten Steins Beschuldigungen 1607, wiederum vor der ganzen Universität.

Bei einer feierlichen Doktorpromotion im Jahre 1602 in Wittenberg hielt Professor Wolfgang Franzius vor der ganzen Universität eine Rede über die blutigen Anschläge der Jesuiten gegen die Fürsten, die später in der offiziellen Festschrift gedruckt wurde. Franzius behauptet als sichere Tatsache, daß die Jesuiten den Männern, die ihnen schwere Verbrechen in der Beichte offenbaren, eine große Herrlichkeit im Himmel versprechen, wenn sie protestantische Fürsten durch Dolk oder Gift aus dem Wege räumen wollten.

Mit gleicher Kritiklosigkeit brandmarken sich Universitätsreden in Gießen (1611) und Tübingen (1615)², desgleichen die Schriften des Professors in Lauingen Georg Zeßmann (1608) und des jüngeren Lucas Pfander, Kanzlers der Universität Tübingen (1614)³.

¹ Joachim Camerarius wurde 1541 nach Leipzig berufen. Scherer rühmt seine „erfolgreiche Lehr- und Forschungstätigkeit“ (Scherer 37 69).

² Nähere Nachweise bei Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge II (1913) 2 682. ³ Vgl. Duhr a. a. D. II 2 656 f.

Nach fachmännischem Urteil ist der Jenaer Professor Johann Gerhard „der gelehrteste und berühmteste altprotestantische Dogmatiker“, und von seinen beiden Werken, „die seinen Namen unsterblich gemacht haben“ (Tholuck), ist das eine die *Confessio catholica*, die in den Jahren 1634–1637 in Jena erschien. Wie der große Gelehrte eingehend die Geschichte von der Päpstin Johanna als durchaus zuverlässig verteidigt, so gibt er bei der Geschichte der Jesuiten törichte und lächerliche Fabeln als historische Wahrheit aus; aus anonymen, oft widerlegten Schmähschriften dichtet er den Jesuiten alle möglichen Verbrechen, Lücke, Habsucht und Blutdurst an; verwertet die gefälschten *Monita secreta* nebst der unkritischen, gehässigen „Anatomie“ als zuverlässige Quellen und schöpft Lehre und Ansichten der Jesuiten aus jesuitenfeindlichen Schriften, denen Verstümmelungen und Fälschungen der Texte wiederholt nachgewiesen waren.

Der von protestantischen Fachgelehrten als „berühmter Kirchenhistoriker“ gefeierte Züricher Professor Rudolf Hospinian ließ 1619 als seine letzte größere Arbeit, gleichsam die reife Frucht seiner langen Studien, eine lateinisch geschriebene Geschichte des Jesuitenordens, „*Historia Iesuitica*“, in Zürich erscheinen. Hospinian hat hier die unglaublichsten Legenden und Schurkereien, die sich irgendwie im Reiche oder im Ausland aufreiben ließen, als Geschichte zum besten gegeben. Die kindischsten und abergläubischsten Stücke, wie z. B. die läppische Mörderinweihung, fehlen ebensowenig wie die gräßlichsten Mordgeschichten. Dasselbe gilt von der im Jahre 1629 erschienenen Jesuitenhistorie des Baseler Professors Lucius, der nur eine wortgetreue Übersetzung Hospinians bietet.

Nicht viel geringer zeigt sich die Rückständigkeit protestantischer Gelehrten im 18. Jahrhundert. Nur zwei Beispiele.

Ähnlich wie Hospinian und Lucius will Joh. Christoph Harenberg, „Professor des Herzoglichen Carolins zu Braunschweig und Mitglied der Kgl. Societät der Wissenschaften zu Berlin“, eine Geschichte des Jesuitenordens bieten: „*Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten seit ihrem Ursprung bis auf die gegenwärtige Zeit*“. Sie erschien 1760 zu Halle. Obgleich Harenberg mit einem großen Apparat arbeitet, ist sein Werk ein trauriger Beweis wissenschaftlicher Rückständigkeit auf kirchengeschichtlichem Gebiet. Als Inhalt der Regeln der Gesellschaft führt er absolut unwahre und lächerliche Vorschriften an, die Jesuiten dürfen sogar einen „Jesuitenrausch“ wagen, andere zu Boden trinken, Keger betrügen und töten usw. Das meiste schöpft Harenberg aus Fabelsammlungen, die er ebenso kritiklos verwertet wie sein Vorgänger Hospinian. Außer den *Monita secreta* und dem „Ungarischen Fluchformular“ druckt er eine von Anfang bis zum Ende erfundene Relation einer Jesuitenschlacht in Paraguay ab mit einem ebenso glatt erfundenen Kriebsrecht vom Jahre 1759, das später (1788) auch Schiller im „*Deutschen Merkur*“ aus Harenberg als einer zuverlässigen Quelle entnommen hat¹.

Selbst der als „Vater der neueren Kirchengeschichte“ viel gepriesene Kanzler der Göttinger Universität, Joh. Lorenz Mosheim, zeigt bei der Behandlung der Geschichte der Jesuiten eine erschreckende wissenschaftliche Rückständigkeit. Feindliche Darstellungen und noch feindlichere Blütenlesen werden kritiklos zur Schilderung von Leben und Lehre der Jesuiten verwandt².

Es ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte der protestantischen Wissenschaft, daß sie nicht allein in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo man überall

¹ Prof. Rippold hält es für einen „recht eigentlichen Ehrenpunkt“, Harenberg „neu in Erinnerung zu rufen“ als „ein zu sehr vergessenes Quellenwerk“ (*Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie* 1895, 283). Prof. Ludwig Rieß bewertet Harenberg als „noch heute die beste Fundgrube für die Taten und Leiden der Gesellschaft Jesu“; in dem Geschichtswerk für höhere Schulen: *Das Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung* (1923) 214.

² Vgl. Dur, *Geschichte der Jesuiten* IV (1928) 2, 559 f.

angefangen, mit den Mitteln der wissenschaftlichen Kritik zu arbeiten, sondern auch im 19. Jahrhundert, wo die geschichtliche Kritik einen so großen Aufschwung genommen, bei der Darstellung der Geschichte des Jesuitenordens es an den ersten Anforderungen dieser Kritik fehlen läßt. Die moderne wissenschaftliche Kritik verlangt Einarbeiten und Einfühlen in die Grundlagen des zu behandelnden Gegenstandes, eindringendes Studium der ersten Quellen, scharfe Sichtung der Quellen zweiter und dritter Hand. Dieselben protestantischen Gelehrten, die es als Ehrensache und Gewissenspflicht betrachten, in ihren Forschungen nur vollgültige, kritisch beglaubigte Zeugnisse anzuerkennen und zu verwerten, stützen bei den Untersuchungen über die Jesuiten ihre Behauptungen auf einseitige Zeugnisse von erbitterten Feinden, denen zudem noch oft Mangel an Wahrheitsinn nachgewiesen wurde. Unbekümmert um jede kritische Methode werden Fehler eines einzelnen an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit Tausenden an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und Jahrhunderten mit vielfach ganz andern Verhältnissen und Anschauungen zur Last gelegt. Anstatt bei Beschuldigungen gegen die Verfassung, Lehre oder Abzese des Ordens auf Grund der ersten Quellen die Texte genau festzustellen, begnügt man sich mit den Texten, die Gegner des Ordens zum Zweck der Bekämpfung der Jesuiten zusammengestellt haben. Und doch „gibt es keine Methode“, so betont schon der hl. Augustinus, „die mehr den Vorwurf der Willkürlichkeit und Verwegenheit verdient, als diejenige, welche die Meinung eines Buches bei denen erfragt, welche dem Verfasser dieses Buches aus irgendeiner Ursache feindlich gegenüberstehen“¹. Dieser unkritischen Methode haben sich die meisten protestantischen Forscher bedient, indem sie z. B. Jansenisten und Pascal, also die erbittertsten Feinde der Jesuiten, als glaubwürdige Quelle verwerteten.

Das gilt auch von großen wissenschaftlichen Sammelwerken und den Koryphäen der Geschichte und Kirchengeschichte.

So wurde im 19. Jahrhundert strupellos das sogen. „Ungarische Fluchformular“ als einwandfreie Quelle veröffentlicht und benützt, ein von Ubernheiten und Gottfälscherungen strotzendes Glaubensbekenntnis, dessen Ablegung die Jesuiten zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten von den Konvertiten verlangt haben sollten. Im Jahre 1819 verwertete es der Breslauer Professor Ludwig Wachler in seinen „Theologischen Nachrichten“, im Jahre 1826 der Hallenser Professor Meineke in dem „Theologisch-encyklopädischen Handwörterbuch“ (Halle 1821), letzterer um mit „diesem abscheulichen Glaubensbekenntnis“ den „wahren Antichrist“ zu erweisen. Im selben Jahre 1821 veröffentlichte das Osterprogramm der Universität Königsberg den lateinischen Text des „Bekenntnisses“ als eine von den Jesuiten verfaßte Formel. Das Königsberger Programm behauptet, es liege nicht einmal der Verdacht der Fälschung vor, und bei den Jesuiten sei so etwas gar nicht zu verwundern. Da „dieser schöne Beweis der Aufklärung“ auf der Universität Rants entschiedenen Protest hervorrief, suchte der Verfasser, Professor Wald, den Unsinn in einer eigenen Schrift zu verteidigen (Königsberg 1822). Trotzdem nun in mehreren gründlichen Schriften die Kritiklosigkeit nachgewiesen wurde, konnten es sich die Göttinger Gelehrten Streitwolf und Klener nicht versagen, das Fluchformular als ein Werk der Väter der Gesellschaft in ihre gelehrte Sammlung: „*Libri symbolici ecclesiae catholicae*“ (2 Bde., Göttingen 1838), aufzunehmen.

¹ Augustinus, De util. cred. c. 4 (Migne, P. lat. 42, 74).

Im folgenden Jahre brachte der Erlanger Professor Harleß einen Auszug aus dem Formular in dem „Jesuitenspiegel“ (Erlangen 1839); für die unbestreitbare Echtheit berief er sich auf Streitswolf-Klemer. In der Osterfestschrift der Universität Halle im Jahre 1840 suchte Professor Frigische das absurde Formular als echtes katholisches Glaubensbekenntnis zu erweisen. Es folgte ein Jahr später eine neue Veröffentlichung des ganzen Formulars in Jügens „Zeitschrift für die historische Theologie“¹. Dazu meinte eine katholische Zeitschrift: „Solch gräßlicher Unsinn wird in einer Zeitschrift, die sich rühmt, über hundert protestantische Gelehrte zu Mitarbeitern zu haben, als historische Wahrheit ausgegeben. Wie entehrend ist dies für die protestantische Kritik! Sowohl aus innern als äußern Gründen leuchtet die Unechtheit des Bekenntnisses ein ... Daß die Redaktion einer wissenschaftlichen Zeitschrift dergleichen Ausgeburten satanischer Bosheit aufnimmt, verdient um so ernster gerügt zu werden, als sie der historischen Theologie und nicht dem Lügegeiste zu dienen sich vorgenommen. Von ihr hätten wir erwartet, daß sie wenigstens den gesunden Menschenverstand zu Rate gezogen“².

Nun geschah das Unglaubliche: der Redakteur selbst, der Leipziger Professor Jügen, erschien auf dem Plane und legte in seiner Zeitschrift eine Lanze zur Verteidigung ein, indem er den Gebrauch „solch unchristlicher, ja unsinnigen und verruchten Formeln“ auf „einzelne Jesuiten“ einschränkte, die sich erlaubten, „den bekannten verabscheuungswerten Grundsätzen ihres Ordens gemäß, von einer Formel Gebrauch zu machen, die sie selbst auf eine wahrhaft schauerhafte Weise aufgesetzt“³. Endlich folgte der Marburger (später Göttinger) Professor Mirbt, der 1895 in der ersten, dann 1901 in der zweiten, verbesserten Auflage seiner „Quellen zur Geschichte des Papsttums“ den Unsinn abdruckte; erst auf ernste Vorhaltungen hin ließ er in der dritten Auflage diese trübe „Quelle“ nicht mehr fließen.

Auch die große wissenschaftliche „Realenzyklopädie für protestantische Theologie“ (3., verbesserte Aufl.) zeigt in dem Abschnitt über die Jesuiten (8. Bd., 1900) eine erstaunliche Rückständigkeit. Man muß sich nur wundern, daß ein Historiker wie Professor Hauck einen solchen Aufsatz aufgenommen hat. Sachlich und methodisch hat der Verfasser, der Greifswalder Professor Böckler, der in einem Nachruf von Viktor Schulze in derselben Enzyklopädie als „bester Kenner des Jesuitismus“ gepriesen wird⁴, durchaus unwissenschaftlich gearbeitet.

Ähnlich wie ein Pamphlet des Evangelischen Bundes beschließt Professor Böckler seine „wissenschaftliche“ Arbeit:

„Angesichts der beredten Sprache dieser Zahlen und angesichts der unzählbaren Beweise für die unverändert und ohne Abschwächung fortbestehende mittelalterlich-reaktionäre, auf Vertilgung der Reformationskirchen ausgehende Tendenz des Ordens bleibt das vom Urheber der früheren Fassung dieses Artikels am Schlusse desselben ausgesprochene Urteil in voller Geltung: „Wir Protestanten können über den Orden nur Ein Urteil, zu ihm nur Eine Stellung haben. Jede Anerkennung, jede Duldung, die wir seinen Prinzipien und seinem Wirken zuteil werden lassen, ist nicht eine Gerechtigkeit gegen ihn, sondern eine Gleichgültigkeit gegen unsere eigene geschichtliche Vergangenheit und Zukunft, ein Verrat an unserer Kirche und ihrer rechtlichen Existenz. Er kennt keine Gleichberechtigung der Konfessionen, sondern nur die omnipotente Allein-

¹ 11 (1841) Heft 3.

² „Sion“ 1842, Nr. 32.

³ Zeitschrift für die histor. Theologie 12 (1842) Heft 1.

⁴ Realenzyklopädie, 3. Aufl., 21. Band (1908) 707 f. Dort wird auch hervorgehoben, daß sein Hauptinteresse an der Feststellung der Wahrheit haftete und daß er eine wahre Scheu hatte, Menschen und Dinge durch einseitige Beurteilung zu vergewaltigen.

herrschaft der römischen Kirche; der Protestantismus kommt ihm nur soweit in Betracht, als er der Gegenstand seiner bekämpfenden und vernichtenden Angriffe ist. Der Jesuitismus ist der schlechthinige Gegensatz des Protestantismus, eine den Seelen gefährliche, die Völker verderbende Karikatur des Christentums.“

Zur Begründung dienen zahlreiche tatsächliche Unrichtigkeiten. Da erscheinen wieder die Märchen von dem Pater Petre, vom Paraguaykrieg, von der Aufhebungsbulle des Ordens, die eine „unzweifelhaft ex cathedra gesprochene Sentenz“ ist, da werden Ranke die längst widerlegten Fabeln von Oliva und seiner Schwelgerei nachgeschrieben usw.

Die Methode, wie Zöckler es fertig bringt, geradezu Ungeheuerlichkeiten über die Jesuiten zu Tage zu fördern, läßt sich am besten in dem Abschnitte über die Moral nachweisen. Während er an andern Stellen auch katholische Werke anführt, die aber zum Teil nur Titelzierden sind, zitiert er hier nur Schriften von Protestanten, Altkatholiken oder solche, die in direkter Feindschaft gegen die Jesuiten geschrieben wurden, Sammlungen, denen wiederholt Fälschungen und Verstümmelungen nachgewiesen wurden, wie die Celler „Doctrina moralis Iesuitarum“, Pamphlete, wie z. B. von Jacobi, Andreä, Maurer und sogar von Gräber!

Von protestantischen Professoren der Geschichte und Kirchengeschichte, die sich im 19. Jahrhundert durch wissenschaftliche Rückständigkeit bei der Geschichte der Jesuiten arge Blößen gegeben haben, seien hier nur noch genannt: Dahn, Mirbt, Lamprecht und Eschakert¹.

Am bedauerlichsten ist die Kritiklosigkeit bei dem „unübertroffenen Meister der Kritik“, Ranke; sie hat geradezu verheerend gewirkt. Die Grundsätze, die er selbst als maßgebend aufgestellt hat: Nur kritisch erforschte Geschichte kann

¹ Nachweise bei Dühr., Jesuitenfabeln, 11. Aufl. (1913) 7 ff. Von diesen hat Prof. Mirbt, wie bereits bemerkt, ein Quellenbuch veröffentlicht: „Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholicismus.“ Auch die verbesserte dritte Auflage wurde von berufener protestantischer Seite als „Materialiensammlung zur Pathologie des Katholicismus“ bezeichnet. In der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Kanontische Abteilung) (1912) Bb. II 361 ff. schreibt Prof. H. Böhmer: „Ich — und nicht nur ich — war nicht wenig überrascht, daß der Verfasser Rundgebungen des Evangelischen Bundes „als Quellen zur Geschichte des Papsttums“ in seine Publikation aufnehmen zu müssen geglaubt hat.“ Über die von Mirbt zur Beurteilung der Jesuitenmoral angeführte Doctrina moralis Iesuitarum (Celle 1874) urteilt Böhmer: „Diese vielbenutzte Publikation ist, wenn sie auch in der unschuldigen Maske einer Stellensammlung auftritt, doch nur ein Pamphlet. Die Stellen sind oft willkürlich aus dem Zusammenhang herausgerissen und falsch übersetzt, und zwar merkwürdigerweise beinahe immer zu ungunsten der zitierten Moralisten.“ Böhmer schließt: „Ich habe somit den Eindruck, daß Mirbts Publikation in ihren letzten und namentlich in ihren allerletzten Partien im wesentlichen eine Materialiensammlung zur Pathologie des Katholicismus darstellt. Das ist an sich kein Mangel. Der Betrieb der konfessionellen Pathologie gehört auch zu den Aufgaben der vergleichenden Konfessionskunde. Aber es gibt viele Leute, die meinen, auf diese Weise die Konfession kennen lernen zu können. Und dem kann doch nicht entschieden genug widersprochen werden. So wenig man ein objektives Urteil über die heutige Rechtspflege erhält, wenn man sein Augenmerk nur auf die einzelnen pathologischen Auswüchse der Rechtspflege und Gesetzgebung richtet und darüber versäumt festzustellen, wie das Recht in der Praxis des alltäglichen Lebens funktioniert, so wenig gewinnt man ein zutreffendes Urteil über das Wesen und die Lebenskraft der großen Konfessionsgemeinschaften, wenn man bloß auf die Härten, Schärpen und Spigen ihres dogmatischen Systems und auf die Extravaganzen der von ihnen gepflegten Frömmigkeit achtet.“

als Geschichte gelten, nur die evidenten Resultate der Forschung darf sich die Geschichte zu eigen machen, aus dem Munde der Gegner können wir keinen deutlichen Begriff gewinnen¹, hat er bei der Darstellung der Jesuiten völlig außer acht gelassen. Nur einige Beispiele.

In der ersten Auflage seiner „Geschichte der Päpste“ (1834) schreibt Ranke, daß der Obere dem Jesuiten eine Sünde anbefehlen kann: also der Obere verpflichtet im Namen Gottes einen Untergebenen zu einer Beleidigung desselben Gottes! Die geringste Anwendung der Kritik hätte eine solche ungeheuerliche Beschuldigung unmöglich machen müssen. Welch ein Zerrbild von der katholischen Kirche muß Ranke gehabt haben, daß er mit Berufung auf die päpstlich gebilligten Konstitutionen eine solche Gehorsamspflicht für möglich hält? In späteren Auflagen hat Ranke auf verschiedene Vorhaltungen hin den Vorwurf zurückgenommen, mit der Entschuldigung, daß die „Konstitution hätte deutlicher sein sollen“. Aber schon Döllinger hat hervorgehoben, daß „es unmöglich ist, daß jemand, der die Konstitutionen gelesen, den Ausdruck [obligare ad peccatum] mißverstehe“². Obwohl also bereits Ranke diese schwere Verleumdung des Jesuitenordens zurückgenommen hat, wird sie auch heute noch verbreitet; ein Beweis dafür, daß Lügen nicht immer kurze, sondern oft sehr lange Beine haben. So liest man noch im „Handbuch für den Geschichtsunterricht“ von Koch und Philipp³ (2. Bd., S. 336) über den Jesuitenorden folgenden Satz: „Wenn der Obere sie [d. h. die Sünde] im Namen unseres Herrn Jesu Christi oder mit Berufung auf den Gehorsam anbefiehlt, so muß man auch eine Tod- oder leichtere Sünde begehen.“

Was Ranke auch sonst für wissenschaftlich durchaus rückständige Ideen von der katholischen Kirche hat, zeigt u. a. die Vertwertung einer angeblich aus einer Kardinalskongregation hervorgegangenen Denkschrift aus dem Jahre 1735. Diese ihrem Inhalte nach unmögliche, den Ausdrücken zufolge ganz offenbar von protestantischer Seite zu Heßzwecken fabrizierte Denkschrift wird von Ranke als echt verwertet zur Zeichnung katholischer Ideen, „die man im 18. Jahrhundert nicht suchen sollte“. Und als hinreichende Quelle hierfür betrachtet der Meister der Kritik eine anonyme Flugschrift: „Treuherzig gemeinte Vorstellung und recht väterliche Admonition“⁴.

Einer besonders rückständigen wissenschaftlichen Leistung macht sich Ranke schuldig in einem größeren Abschnitte seiner Papstgeschichte mit dem Titel: „Die Jesuiten in der Mitte des 17. Jahrhunderts“, der wortwörtlich fast ein Jahrhundert lang durch zwölf Auflagen hindurch seinen Weg genommen hat. In der zweiten Auflage (1839) steht er im dritten Band S. 124—136, ebenso in der „noch bei Lebzeiten des großen Historikers vom Verfasser selbst sorgfältig durchgesehenen einbändigen Textausgabe“ und ebenso wortgetreu in der „wortgetreuen stereotypierten Wiedergabe“ dieser Textausgabe in der zwölften Auflage vom Jahre 1923.

¹ Vgl. z. B. Ranke, Weltgeschichte Band I 1, VI, IX; Band V 1, 320.

² Döllinger, Cos 1829, 357 f.

³ Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1921.

⁴ Ranke, Neun Bücher Preussischer Geschichte (Berlin 1848) 419. Näheres bei Dühr, Jesuitenfabeln⁴ (1904) 854 ff. Dort auch die Vertwertung des Machwerkes durch die preussischen Historiker Droysen (1870), Max Lehmann (1878) und Leopold Witte (1892).

Der Abschnitt beginnt mit einer durch keine Quelle bewiesenen und beweisbaren Behauptung: „Die vornehmste Veränderung in dem Innern der Gesellschaft Jesu bestand darin, daß die Professoren in den Besitz der Macht gelangten.“ Dieser Satz steht im Widerspruch sowohl mit den Konstitutionen als mit der Geschichte. In der weiteren Ausführung ist fast jeder Satz unhaltbar. Es folgen die Fabeln von der Habsucht und der Genußsucht der Professoren, von dem Wohlleben und der politischen Intrige des P. Oliva, der die ausgesuchtesten Speisen auf seinem Tisch sah, der nie zu Fuß ausging und in dessen Wohnzimmern die Bequemlichkeit bereits raffiniert war¹ usw. Und die Quelle für diese schweren Beschuldigungen? Eine anonyme Schmähschrift „Discorso“ „von einem augenscheinlich tief eingeweihten Manne, aus dem die folgenden Notizen größtenteils genommen sind“. Also ein Mangel an Kritik, wie er schlimmer kaum gedacht werden kann. Und für die nun folgende schwere Beschuldigung, „daß der Jesuiten Geist selbst der Welt verfallen war, die nur danach strebten, den Menschen unentbehrlich zu werden“, müssen falsch verstandene Sätze aus der Medulla des P. Busenbaum und ein Zerrbild der „Probabilität“ dienen², um schließlich zu dem schönen Schlußsage zu kommen: „Mit einer gewissen Ehrlichkeit erstaunen zuweilen die Jesuiten selbst, wie so leicht durch ihre Lehren das Joch Christi werde.“

Neben Ranke wird Gothein als der beste Kenner Loyolas und seines Ordens von der protestantischen Kritik gepriesen und sein Buch „Ignatius von Loyola und die Gegenreformation“ (1895), als „reife und unbestrittene Glanzleistung“ gewertet. Hier soll „Rankes erste rein historische Würdigung des Stifters der Gesellschaft Jesu weiter vertieft werden“, und diese Aufgabe soll „unübertrefflich gelöst“ sein, da die „Seelengeschichte Loyolas mit feinsten Einfühlungskunst und tiefstem innern Anteil bis zu dem Grade objektiver Wahrheit vor uns enthüllt wird, daß jenes schlichte und doch so schwere Ranke'sche Wort, wie es eigentlich gewesen, hier auf dem subtilsten Gebiete religiöser Seelentwandelung nahezu restlos erreicht zu sein scheint“. Das hat Gothein vermocht, weil „bis ans Ende seine strenge, über die normale Menschenkraft hinausgehende Forderung an den Historiker blieb, die er einmal so formuliert hat: „Da für seine Forschung oberstes Gesetz ist, niemals eine abgeleitete Quelle zu benutzen,

¹ Das Gegenteil steht fest. Vgl. Duhr, Geschichte der Jesuiten III 6 f.; über die andern Fabeln siehe Duhr, Jesuitenfabeln⁴ 584 ff.

² Näheres bei Duhr, Jesuitenfabeln⁴ 473. — Die haltlosen Beschuldigungen Ranke's wurden dann oft und oft wiederholt, selbst von Böhmer in den ersten Auflagen des Werkes: „Die Jesuiten“, z. B. in der zweiten, verbesserten Auflage (1907) 157 über Oliva, der „in seiner schönen Villa das faule Leben eines Schlemmers führte“. Auch sonst legt Ranke eine auffallende Unkenntnis der katholischen Moral und des katholischen Rechts an den Tag. So schreibt er Französische Geschichte (I² 469) von dem Mörder Heinrichs III.: „Élément ward von der Lehre, daß ein Tyrann, der das gemeine Wesen und die Religion verlege, von Privathänden ermordet werden könne, heftig ergriffen, und nur darüber hegte er noch Skrupel, ob ein Priester eine solche Tat vollziehen dürfe. Er legte seinen Obern die Frage vor, ob es eine Todsünde sei, wenn ein Priester den Tyrannen ermordete. Man antwortete ihm, es sei eine Unregelmäßigkeit, keine Todsünde.“ Als Beleg dazu zitiert Ranke aus der Relacion del successo de la muerte del rey christ.: „Frage: si peccava mortalmente un sacerdote que matasse a un tiranno. Antwort: que quedava el tal sacerdote irregular.“ Es handelt sich also um die Irregularität, die den Priester von der Ausübung seiner geistlichen Gewalt suspendiert. „Eine solche Unwissenheit bei einem berühmten Historiker“, so bemerkt Pastor, „würde erheiternd wirken, wenn nicht aus der so kühn vorgetragenen und hartnäckig noch in der vierten Auflage der Französischen Geschichte (I [1876] 239, Anm. 3) festgehaltenen Behauptung die schlimmsten Anklagen gegen die katholische Kirche gezogen worden wären“ (Pastor, Geschichte der Päpste X [1926] 235 Anm. 6).

wo ihm die ursprüngliche zu Gebote steht, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als überall mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Forschen vorzugehen“¹.

Nun geben wir gerne zu, daß Gothein sich in seinem Loyola bemüht hat, die ersten Quellen für Biographie und Konstitutionen mit eigenen Augen einzusehen, aber wir können auch ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er den Forderungen der historischen Methode und Kritik nicht gerecht geworden ist. Es genügt nicht, die Quellen einzusehen, man muß auch ihre Sprache und ihren Sinn verstehen. Gothein hat sich in seinem Werke, wie er selbst hervorhebt, ausführlich mit katholischer Theologie und Mystik befaßt, deshalb war er verpflichtet, auch in das Verständnis der katholischen Theologie durch das Studium eines katholischen Katechismus und eines der in Betracht kommenden größeren Werke, wie Tanner, Suarez oder De Lugo, einzudringen. Keines dieser Werke hat er studiert, vielleicht nicht einmal angesehen. So kommt er dann zu ganz unwissenschaftlichen und irrigen Behauptungen².

Besonders rächt sich der Mangel an historischer Methode in den Ausführungen über die Reichthätigkeit der Jesuiten; kein einziges der großen jesuitischen Moralwerke hat Gothein studiert. So lautet denn der Schluß: „Meines Erachtens ist das Schlimmste, was man dem Moralsystem Loyolas und den Seinigen vorwerfen kann, die flache Oberflächlichkeit in den Prinzipien. Die Frivolität einzelner ist nur eine notwendige Folge davon“ (S. 328). Dieser Vorwurf fällt ganz auf Gothein zurück, er selbst hat diese Prinzipien nicht studiert; daher die Frivolität in seinen einzelnen Behauptungen. Weiterhin hat Gothein gerade bei der Moral eine der primärsten Forderungen der historischen Kritik, die Wahrheit nicht bei den Gegnern zu suchen, auffallend vernachlässigt. Da werden verwertet erbitterte Gegner, wie „Döllinger und Reusch in ihrer abschließenden Behandlung der späteren Moralstreitigkeiten“ (329) und Pascal, „der mit bewundernswerter Dialektik der ‚Lettres provinciales‘ den Keim der Unwahrhaftigkeit aufzudecken wußte“ (327)³.

Nicht minder mangelhaft ist die Kritik bei dem größten Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts, Adolf Harnack, wenn er z. B. beim Probabilismus „Ungeheuerlichkeiten, Scheußlichkeit, Sittenlosigkeit“ entdeckt, bei denen „alle Töne der Hölle“ mitschlingen. In der vierten Auflage seines „Lehrbuchs der Dogmengeschichte“ (III [1910] 750) hat er die Töne der Hölle in „andere Töne“ gemildert. Ebenso tief stehen seine Behauptungen, daß die Jesuiten die freie Bildung unterdrückt, die Seelen gebrochen und jeden Sinn für die Erkenntnis der Geschichte ausgeilgt haben⁴.

¹ So R. Hampe in der Gedächtnisrede auf Eberhard Gothein am 3. Dezember 1923 in der Aula der Heidelberger Universität. Wortlaut in der „Histor. Zeitschrift“ 129 (1923) 476 ff., die obige Stelle 486 f.

² Im einzelnen nachgewiesen von P. Kreiten in den „Stimmen aus Maria-Laach“ 49 (1895) 534 ff. Auch am Verständnis der Sprache läßt Gothein es fehlen. Das Officium B. M. Virginis übersetzt er mit „Begehen des Amtes der hl. Jungfrau“, Scholastici mit „Studentenverein“, el blanco de nuestra vocacion (Ziel unseres Berufes) mit „Blanco ihres Berufes“ usw.

³ Auch sonst verwertet Gothein erbitterte Gegner der Jesuiten als zuverlässige Quelle. So zieht er für den Satz: „die Gesellschaft Jesu als eine der reichsten wenn nicht die reichste Korporation Europas“, die von Unwahrheiten und Ungeheuerlichkeiten strohende Rede des ältern Arnauld vom Jahre 1594 an. Vgl. Duhr, Jesuitenfabeln⁴ 747. — Über H. Baumgartens Loyola siehe Zeitschrift für kath. Theologie 6 (1892) 384 ff.

⁴ „Theologische Literaturzeitung“ vom 21. Februar 1891, S. 108 f.

Diese durch die Jahrhunderte bis in die neueste Zeit fortwuchernde Rückständigkeit der protestantischen Wissenschaft ist tief zu beklagen im Interesse der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens.

Die Wissenschaft der Geschichte verlangt Wahrheit und nichts als Wahrheit und darf nicht der Verbreitung der Unwahrheit und Lüge dienen.

Die Geschichte soll auf der hohen Warte der Gerechtigkeit stehen, sie darf nie so tief sinken, daß sie zur Verleumderin wird, daß sie gegen Mitmenschen ohne Beweis die schwersten Anklagen erhebt und deren Leben und Tätigkeit in Verruf bringt.

Die Wissenschaft soll dem Frieden besonders unter den Kindern desselben Landes dienen. Wenn aber von den Universitäten und Gelehrten gehässige Fabeln in den Hörsälen in Umlauf gesetzt werden, wenn dann diese Fabeln in die Klassenräume der Gymnasien dringen und selbst die Volksschule und Kinderstube verpesten, wie wird es dann um die gegenseitige Achtung und den Frieden unter denselben Volksgenossen bestellt sein?

Diese Rückständigkeit wird zu einer stets flutenden Quelle der Uneinigkeit und des Hasses.

Ein katholischer Prediger des 18. Jahrhunderts wirft einmal die Frage auf, woher es komme, daß unter den Deutschen eine Einigung nicht zu erzielen sei, obgleich ihm bekannt, daß sehr viele ehrliebende Herren Protestanten die Wiederherstellung der Einigkeit so gut wünschen als wir. Er antwortet: „Viele tausend unter den Herren Glaubensgegnern wissen wohl, was wider die Katholiken gesagt und geschrieben wird: was aber für selbe streitet, das wissen sie nicht; ja man traget Sorge, daß sie es nicht wissen. Daher, wenn man nur von weitem eine Meldung machen sollte, daß sie sich mit den Katholiken vereinigen, so erschrecken sie und bilden sich ein, sie müßten mit lauter Abgötterer ein Bündnis machen.“ Der Prediger schildert mit den Worten eines protestantischen Katechismus, welche Vorurtheile den Protestanten gegen die Katholiken beigebracht werden: Teufelslehren, Tyrannei, Abgötterei usw. Dann fährt er fort: „Ohne mich über diese bitteren Ausdrücke, welche die Bescheidenheit allhiefiger Herren Prediger gewiß nicht billigt, zu beklagen, frage ich nur, wenn den Kindern von 6—8 Jahren dergleichen Unterricht von uns Katholischen gemacht wird, was werden, was müssen sie wohl von uns denken? Sobald ihnen ein Katholik begegnet, so glauben sie, einen abgöttischen verruchten Menschen vor sich zu sehen, mit dem eine Gemeinschaft in Religionsachen zu pflegen ebensoviel sei, als an Christus und der ganzen Religion meineidig werden. Sie glauben, es wäre fast besser, mit dem Mohammed als mit uns ein Bündnis zu machen. Das glauben sie als Kinder, was geschieht in dem anwachsenden Alter? Sie hören und lesen keine anderen Lehren, die dann durch Märchen und einige Personalfehler der Unrigen noch mehr wahrscheinlich gemacht werden. Was in der Jugend gleichsam nur auf der Oberfläche des Gehirns gehangen, wird mit den Jahren so tief eingegraben, daß der Haß und das Abscheuen, so sie einmal gegen uns gefaßt, fast unverföhnlich wird. Ich bekenne es offenherzig: Über jene, welche mitten in dem Luthertum geboren und erzogen, kann ich mich nicht ereifern, wie unfreundlich sie sich auch gegen uns betragen sollten; denn wären wir diejenigen, wie wir ihnen abgezeichnet worden, so würden wir in der That dieses und noch eines größeren Abscheues würdig sein. Ihr Haß, welchen sie gegen uns verspüren lassen, ist keine Wirkung eines bösen Willens, sondern eine Wirkung eines unrecht belehrten Verstandes¹“.

¹ Aloys Merz S. J., Frag, Warum Augsburg, ja ganz Deutschland noch nicht katholisch sei, beantwortet Weihnachten 1763 (Augsburg 1764) S. 7 ff. Als Illustration hierzu kann eine Zuschrift dienen, die in der „Köln. Volkszeitung“ (Nr. 1928 vom 14. Nov. 1928) zu lesen

Die Schuld dieses „unrecht belehrten Verstandes“ trägt nicht in letzter Linie die Rückständigkeit der protestantischen Wissenschaft. Die protestantischen Gelehrten, besonders die Historiker, haben die Pflicht, hier Wandel zu schaffen nach dem Beispiel von Böhmer und Stöckius. Das kann nur geschehen durch gewissenhafte Anwendung der Regeln der Methode und Kritik bei der Geschichte der katholischen Kirche und insbesondere bei der Geschichte der Jesuiten. Nur dann erst wird sich die Mahnung Harnacks in seiner Kaisergeburtstagsrede vom Jahre 1907 als fruchtreich erweisen: „Weiter mögen sich die Gelehrten beider Kirchen noch ernsthafter bemühen, die Religion in der andern Kirche besser zu verstehen; denn in jedem Verständnis liegt ein Moment des Friedens.“

Der eingangs erwähnte paritätische Ausgleichsausschuß hat hier eine ebenso dringende wie dankbare Aufgabe. Möge es ihm gelingen, alle konfessionellen Vorurteile und Geschichtslügen aus Schulbüchern und wissenschaftlichen Werken zu tilgen, die schon so viel Zwist, Hader und Erbitterung hervorgerufen haben. Erst auf dieser Basis ist der konfessionelle Friede möglich, den wir alle ersehnen.

Bernhard Duhr S. J.

ist: „Zufällig fiel mir in Oldenburg ein Schulbuch in die Hand: Geschichte des Reiches Gottes, Biblische und Kirchengeschichte für sämtliche Schulklassen, bearbeitet von einem praktischen Schulmann und Religionslehrer (23. Auflage [Oldenburg und Leipzig, Schulze]). S. 198 liest man sage und schreibe folgendes: „... dem Orden der Jesuiten, dessen Hauptaufgabe stets die Ausrottung des Protestantismus war ... Ihren Zweck suchten sie, entsprechend dem Grundsatz: ‚Der Zweck heiligt die Mittel‘, in jeder Weise zu erreichen ... in Frankreich führten sie blutige Verfolgungen herbei ... Weil die Jesuiten einzelne Personen wie ganze Familien und Länder in unsäglichen Jammer und Hader stürzten, verlangten sogar katholische Fürsten die Aufhebung... Diese wurde auch wirklich vom Papste Clemens XIV. ausgesprochen (1773). Bald darauf starb Clemens an Gift. Leider wurde im Jahre 1814 der Orden wieder hergestellt. Dem neuen Deutschen Reich trat er sofort feindselig gegenüber; deshalb wurde er 1872 aus Deutschland verwiesen.“ Die Sätze befinden sich alle auf dem Raum einer halben Buchseite. Und das in der 23. Auflage! Ob der Verfasser je einen Blick getan hat in die ‚Jesuitenfabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Bernh. Duhr S. J. (Freiburg 1892, Herder)‘! Wenn Tausende von Schulkindern in einem sonst edel und religiös gehaltenen Buche die oben zitierten, hundertmal widerlegten Fabeln lernten, dann versteht man es, wie in einer deutschen Stadt bei der Besichtigung einer Totengruft, in der auffallend viele Kinderfärge standen, der Führer mit dem ernstesten Gesicht der Welt sagte: Sie wundern sich über die vielen Kinderfärge. Es geht die Sage, die Kinder seien von den Jesuiten ermordet worden! Und mit ernstem Gesichte hörte das Publikum zu! Da fehlt nur noch das Essen geschlachteter Kinder, wie man es den ersten Christen vorwarf, die man ja auch die Feinde des Menschengeschlechtes nannte.“